

BRIGITTE LASSNIG

DAS ERFORSCHTE GEHIRN – EINE NEUE LANDKARTE!?

„Die Worte sind noch mehr Teil unseres Selbst als unsere Nerven – wir kennen unser Gehirn ausschließlich vom Hörensagen“ PAUL VALERY



Als Therapeutin, die sich systemisches Denken und Systemtheorie als Referenz gewählt hat und in der täglichen Herausforderung steht, Menschen hilfreich zu sein, beschäftigt mich die Frage nach der Verbindung und Verknüpfung dieser abstrakten

Theorie mit der Praxis immer wieder neu. Die Ergebnisse der Hirnforschung und deren Diskurs im systemischen Feld sind Anlass und Notwendigkeit für mich, eine Form zu finden, d.h., einen immer klareren Umgang mit den angebotenen „Ergebnissen“, deren Ableitungen und Konsequenzen für die Praxis, in der Arbeit mit Menschen.

Im ersten Teil werde ich versuchen, meine theoretische Grundposition, sehr verkürzt aber hoffentlich nachvollziehbar, zu vermitteln. Anschließend möchte ich einige von der neurowissenschaftlichen Forschung angebotene Unterscheidungen näher beschreiben, mögliche Implikationen für therapeutisches Selbstverständnis und Handeln erläutern und zum Abschluss auf Unbeobachtetes und Ausgeblendetes hinweisen.

Das gewählte Thema ist ein großes. Ich bitte um Verständnis, dass es mir hier nur möglich ist, Anregungen zum Weiterdenken zu geben.

SYSTEMTHEORIE ALS BEOBACHTERTHEORIE

*„Objektivität entsteht,
wenn man auf den Beobachter vergisst“
„Objektivität ist der Glaube, dass die Eigenheiten
des Beobachters keinen Eingang in die
Beschreibung seiner Beobachtungen finden“*

(Heinz von Foerster)

Der Paradigmenwechsel, den die Systemtheorie für sich in Anspruch nimmt, besteht nicht in der Beschreibung von Systemen, sondern in der Anwendung der Theorie der Beobachtung auf Systeme. Beobachtung wird als Letzt- und Leitbegriff verstanden, der immer vorausgesetzt wird. Die Welt, wie sie für Sinnsysteme vorkommt, ist beobachtete Welt und als solche kontingent. Als Sinnsysteme werden bei Luhmann soziale und psychi-

sche Systeme bezeichnet, die im Medium Sinn operieren, im Unterschied zu anderen lebenden Systemen, wie z. B. dem Körper.

Allgemein beschäftigen wir uns mit „Fungierender Ontologie“ auf der Beobachtungsebene erster Ordnung – d.h., wir sind in einer Welt ansässig, in der wir als Beobachter mit Dingen und Gegebenheiten in unserem Alltag operieren. In der Beobachtung zweiter Ordnung bezeichnen wir nicht mehr Gegebenheiten und Dinge, sondern die Unterscheidungen, die die Projektion dieser Dinge inszenieren. Diese Beobachtung zweiter Ordnung setzt die „Ansässigkeitswelt“ kontingent, indem sie prüft, aufgrund welcher Unterscheidungen das, was in ihr als gegeben genommen wird, das Gegebene, Un austauschbare, die Realität ist. (Peter Fuchs, 2004)

Blumen verwelken – Blumen „verwelken“ nur für Beobachter.

Beobachten als Operation bedeutet, etwas zu bezeichnen und eben dadurch von anderem zu unterscheiden - ohne Unterscheidung keine Bezeichnung und, keine Bezeichnung ohne zugrunde liegende Unterscheidung. Deshalb geht es bei der Beobachtung nie (nur) um Identität und Identifizierung, sondern stets um Differenz und Diskriminierung.

WAS IST EINE UNTERSCHIEDUNG?

Eine Unterscheidung ist eine Zwei-Seiten-Form, deren eine Seite zur Bezeichnung, deren andere Seite zur Diskriminierung des Bezeichneten dient.

Es können nicht beide Seiten gleichzeitig benutzt werden. Deshalb ist in jedem Unterscheiden bereits eine Asymmetrie (ein Wertgefälle, eine Bevorzugung) bzw. Zeit eingebaut.

Bei jeder Beobachtungsoperation wird eine aktualisierte Bezeichnungsseite auf Kosten der inaktuell bleibenden Diskriminierungsseite bevorzugt, und erst in einer anschließenden Operation kann diese wert- und zeitmäßige Bevorzugung rückgängig gemacht oder gewechselt werden.

Unterscheidungen sind im Moment ihrer Anwendung nicht beobachtbar. Sie können immer erst im Nachhinein mithilfe weiterer Unterscheidungen beobachtet werden. Jede Beobachtung hat insofern ihren „blinden Fleck“.

Sie kann sich selbst nicht aktuell sehen. Diese Blindheit lässt sich nur mit Hilfe von weiteren Beobachtungen beobachten, die je aktuell selbst wiederum blind für sich selbst sind. Der „blinde Fleck“ lässt sich nicht ausschalten, sondern nur austauschen.

Der Beobachter verdankt seine Weltsicht seiner Blindheit: Er sieht nur deshalb etwas, weil er nicht sieht, was er nicht sieht: Im Moment der Beobachtung sieht er weder

- a) die andere Seite der Bezeichnung
- b) die aktuell benutzte Unterscheidung
- c) die anderen (auch möglichen) Unterscheidungen

Für unseren Kontext könnte man das oben Beschriebene so zusammenfassen: „Wenn jemand sagt, dass die Struktur des neuronalen Systems der eigentliche Beobachter sei, der jede Art von Beobachtung formiere, ist dies nichts weiter als ein Satz, der eine Beobachtung ausdrückt. Das heißt nicht, dass ein Fehler geschehen ist, sondern nur, dass jemand, der sich für Beobachtung interessiert, mitsehen muss, dass jeder Satz der Ausdruck einer Beobachtung ist.“ (Peter Fuchs, 2004).

DER BEOBACHTETE KÖRPER

Luhmann unterscheidet das Soziale als soziales System vom Psychischen als psychisches System - beide operieren im Medium Sinn. Er definiert den Körper als von diesen beiden Systemen unterschiedenes System. Auch darüber ist viel im systemischen Diskurs geschrieben worden, vor allem darüber, dass Luhmann als Soziologe sich vorwiegend dem sozialen System zugewandt und seine Überlegungen sowohl zum Körper als auch zum Psychischen nicht weiterentwickelt hat. Dieser Leerstelle wendet sich Peter Fuchs zu und entwickelt sie weiter. Die von ihm angebotenen Differenzierungen erscheinen mir für unsere Diskussion sehr hilfreich, wobei im Zentrum der Unterscheidung die jeweiligen Operationen und Funktionen der Systeme stehen.

Dieses Theoriestück könnte man wie folgt vereinfacht definieren:

- Das soziale System, als im Medium „Sinn“ durch Kommunikation kreierte System, ist eine hochrelevante Umwelt für das psychische System und das System Körper.

- Das psychische System, verstanden als Externalisierungsleistung des neuronalen Systems und
- das System Bewusstsein, verstanden als Organisation der sinnförmigen Wahrnehmung – als hochrelevante Umwelt für das soziale System und das System Körper.

Als moderne Metapher ausgedrückt: Das Bewusstsein formatiert die Organisation der Wahrnehmung sozial, es ist somit die zentrale Verbindung des Sozialen mit dem Psychischen.

Der Körper ist der „super-evidente“ Bezugspunkt. Er wird verstanden als beobachteter Körper. Er ist selbst kein Beobachter, ist jedoch Voraussetzung jeder Beobachtung.

In diesem Sinne lässt sich formulieren:

- Alle Bewusstseinszustände sind Körperzustände. (William James)
- Für psychische Systeme sind alle Körperzustände wahrgenommene Zustände.
- Für das Bewusstsein sind alle wahrgenommenen Körperzustände bezeichnete, sozial beobachtete Zustände. (Peter Fuchs)

Markowitsch betont in seinen Arbeiten über Gedächtnis und Gedächtnisentwicklung die Wechselwirkungen von Gehirnstrukturbildung und Umwelt. „Gedächtnis ist basal nichts anderes, als die Umsetzung von Umwelterfahrungen in die sich organisierende neuronale Struktur des sich entwickelnden Lebewesens.“ (Markowitsch, 2005)

Diese Struktur wiederum prägt und bestimmt Wahrnehmung, Erleben und Verhalten.

Neurowissenschaftliche Forschung widmet sich der Aufgabe, Korrelate für psychische Phänomene wie Erleben von Stress oder Traumaereignisse auf der Hirnebene zu finden.

Hiermit versucht die Hirnforschung, das „Psychische“ als Teil des „Physischen“ materiell zu verorten. Die sich aus dieser veränderten Unterscheidung ergebenden Konsequenzen im Sinne der darin enthaltenen Möglichkeiten sind in den unterschiedlichsten Lebensbereichen noch nicht absehbar - z.B. das Gehirn als Zentrale unseres individuellen Seins mit einem hohen Maß an Determinismus zu betrachten, erscheint populärwissenschaftlich im Moment sehr erfolgreich.

Im Sinne der oben beschriebenen Theorie bietet die neurowissenschaftliche Forschung Beobachtungen über das Gehirn. Sie bietet Unterscheidungen, die, wenn sie „in Betrieb“ sind, einen Möglichkeitsraum eröffnen und andere abdunkeln. Für mich als systemische Psychotherapeutin bedeutet dies die Herausforderung, mir diese Unterscheidungen zugänglich zu machen und ein hohes Maß an Reflexion bezüglich deren Nützlichkeit in der Arbeit mit den einzelnen KlientInnen.

Bevor ich mich mit zwei der vielen angebotenen Ergebnisse der Hirnforschung und deren Bedeutung für systemische Psychotherapie näher beschäftige, möchte ich noch zwei Aspekte hervorheben, die von Neurowissenschaftlern immer wieder erwähnt, jedoch durch die Faszination der Bilder und des „gesicherten Wissens“ von uns Laien wenig wahrgenommen werden.

1. Neurowissenschaftliche Ergebnisse basieren neben anderen Forschungsmethoden auf bildgebenden Verfahren und funktioneller Kernspintomographie: Diese Verfahren messen keine neuronale Aktivität, sondern sekundäre Prozesse (wie z.B. den Sauerstoffverbrauch).

Es ist nur eine sehr grobe zeitliche und räumliche Auflösung möglich, und die Ergebnisse kommen mittels statistischer Berechnungen aufgrund von Aktivitätsunterschieden zustande.

Man könnte die Verhältnismäßigkeit auch so beschreiben: „Was sagt eine Luftbildaufnahme einer Großstadt im Nebel über das Leben der Menschen in dieser Stadt aus?“

2. Und immer wieder die Frage, wie aus der simultan synthetischen Aktivität von einigen Milliarden Gehirnzellen und deren vielfachen Kommunikationsprozessen über ihre viele Billionen zählenden Synapsen eine Einheit, z.B. die Einheit des Bewusstseins oder, um mit Schiepek zu sprechen, ein Ordnungszustand entsteht.

Wolf Singer verweist (nach Heintel / Broer) auf die Netzwerkstruktur des Gehirns, in der Parallelität als Ordnungsprinzip vorherrscht und Konvergenzzentren fehlen. Die Frage ist, wie trotz dieser Organisation kohärente Repräsentationen aufgebaut, wie Entscheidungen getroffen und aus ihr abgeleitete, koordinierte Verhaltensstrategien möglich werden.

Dieser kurze Aufriss der Fragestellungen soll deutlich machen, wie wichtig es ist, sich vom populären und sehr schnell formulierten so genannten gesicherten Wissen der Hirnforschung – deren Zitation häufig als Rechtfertigung und Untermauerung der eigenen Position dient – zu distanzieren und vor allem auch kritische Fragen zu formulieren, die wenig gestellt werden.

Der Fokus, dass alle „Beobachtungen“, als Ergebnisse der Hirnforschung präsentiert, gespeist sind aus dem „Sozialen“, d.h. aus dem uns im Moment möglichen Beobachtbaren und auch aus dem für uns scheinbar im Moment „Nützlichen“, kommt in der laufenden Diskussion zu kurz.

ASPEKTE DER UNTERSCHIEDUNG: DETERMINIERT/VERÄNDERBAR

Zur Frage der Plastizität des Gehirns:

*„Achte auf Deine Gedanken –
denn Deine Gedanken werden zu Worten
Achte auf Deine Worte –
Denn Deine Worte werden zu Taten
Achte auf Deine Taten –
denn Deine Taten werden zu Gewohnheiten
Achte auf Deine Gewohnheiten –
denn Deine Gewohnheiten werden zu Deinem Schicksal.“*

(aus dem Talmud)

*„... und damit sich alles leichter einprägen kann,
möge man alle Sinnesqualitäten heranziehen“*

(Comenius, 17. Jhdt.)

Die Entwicklung des Gehirns wird von Gerald Edelman (nach Thomas Fuchs) als intraindividueller Evolutionsprozess beschrieben: Ein erheblicher Anteil zunächst in Überschuss gebildeter Neuronen stirbt in der späteren Embryonalzeit und in den ersten Monaten nach der Geburt mangels Nutzung wieder ab. Nur die in ständigem Kontakt mit der Umwelt aktivierten Neuronen werden selektiert und bleiben erhalten. Dieser erfahrungsabhängige Selektionsprozess formt bis zum Ende des zweiten Lebensjahres das bleibende anatomische Nervennetzwerk. Lebenslanglich veränderlich bleibt seine Feinstruktur in Form von Synapsensensitivität und

Verschaltungsmustern. Dendriten können sich in geringem Maß noch ausbilden oder zurückziehen, und auch die Neubildung von Neuronen im erwachsenen Hypocampus konnte nachgewiesen werden. (Björklund u. Lindvall, 2000 nach Thomas Fuchs)

Die Devise ‚use it or lose it‘ hat ja mittlerweile bereits Eingang in das Alltagsverständnis von Denken, Lernen und Gedächtnis gefunden.

Die Grundregel für diese synaptischen Veränderungs-

ALLEN PSYCHOTHERAPEUTISCHEN BEMÜHUNGEN ZUGRUNDE LIEGT DIE ANNAHME, DASS ES MENSCHEN MÖGLICH IST, IHREN INDIVIDUELLEN ERFAHRUNGS- UND LEBENSRAUM ZU ERWEITERN, DASS WIR ÜBER WAHLMÖGLICHKEITEN VERFÜGEN UND DIESE AUCH BEWUSST NUTZEN KÖNNEN. OHNE DIESE GRUNDANNAHME WÄRE JEDES THERAPEUTISCHE VERFAHREN SINNLOS.

und Lernprozesse wurden von Hepp 1949 erstmals formuliert und von Gunther Schmidt vereinfacht: Zellen, die gemeinsam feuern, vernetzen sich. Vernetzte Zellen feuern gemeinsam. D. h., die sogenannte Langzeitpotenzierung als Basis für Veränderungs- und Lernprozesse bedeutet eine korrelierte Aktivität von Neuronen, die mit inneren oder äußeren Reizkonstellationen in Kontakt stehen.

Was im Gehirn immer wieder gleichzeitig aktiviert wird, wächst zusammen und bildet ein neuronales Erregungsmuster. „Das Gehirn speichert keine isolierten Fakten, sondern Konstellationen.“ (Hüther, 2006)

Diese gleichzeitige Aktivierung von Neuronen und Neuronenverbänden erscheint als neuronale Basis für die Konstitution von Wahrnehmungseinheiten (wie z.B. als Basis für das Erkennen von Stühlen oder Autos).

Aber auch die körperliche Dynamik von Stress oder Suchtverhalten wird auf der Ebene von neuronalen Konstellationen oder Mustern neuronaler Erregungsbereitschaft beschrieben. (Thomas Fuchs, 2008)

Bedeutend für die Psychotherapie ist der Befund, dass Erlebnisse, die mit intensiven Gefühlen und Bedürfnis-

sen in Verbindung stehen, im besonderen Maße synchronisationsfördernd wirken.

Dieser lebenslange Adaptionsprozess bedeutet aber auch, dass sich negative Erfahrungen, schwere Traumatisierungen, intensive Schmerzerfahrungen in diese „Strukturen einschreiben“ und zu oft bleibender Hypersensitivität führen.

Wichtig ist mir, hier noch zu erwähnen, dass neuronale Aktivität sich in Mustern von Hemmung und Aktivierung organisiert.

Aktive Hemmprozesse sind Voraussetzung für geordnetes Handeln.

Auch für therapeutische Veränderungsprozesse ist der Faktor Hemmung, z.B. bei Angstreaktionen, von hoher Bedeutung.

Besonders bei der Arbeit mit KlientInnen mit Angst und Panikreaktionen, mit schweren traumatischen Er-

fahrungen, hoher Stressbelastung aber auch depressiver Lebensbewältigung ist mir ein Wissen um Strukturbildung und Lernen wichtig und hilfreich geworden.

Insgesamt richtet sich meine Aufmerksamkeit im therapeutischen Handeln noch stärker auf Aspekte, die darauf abzielen, neue Erfahrungen der Bestätigung und Selbstwirksamkeit zu kreieren und diese stärker zu verankern.

Und im Prozess der Therapie: darauf zu achten, dass der Fokus der einzelnen Stunden ein klarer ist, es zu keinen schnellen Themenwechseln kommt und kleinräumige Unterschiede von nicht geringer Bedeutung sind.

Allen psychotherapeutischen Bemühungen zugrunde liegt die Annahme, dass es Menschen möglich ist, ihren individuellen Erfahrungs- und Lebensraum zu erweitern, dass wir über Wahlmöglichkeiten verfügen und diese auch bewusst nutzen können. Ohne diese Grundannahme wäre jedes therapeutische Verfahren sinnlos.

Nun lässt sich aus den Ergebnissen der Hirnforschung nicht nur die Möglichkeit der Veränderung ableiten, es werden auch die Fragen nach den Begrenzungen der Veränderungs- und Wahlmöglichkeiten neu gestellt. Eine

Konsequenz, Psychisches im Physischen zu verorten, ist auch, Restriktionen und Begrenzungen des menschlichen Lebens in diesem Bereich anzusiedeln. Die Auseinandersetzung über mögliche Auswirkungen dieser Sichtweise ist vielschichtig, einige Anmerkungen dazu möchte ich weiter unten anführen.

ASPEKTE DER UNTERSCHIEDUNG: INNEN/AUSSEN

Das Gehirn als Organ der Person – in Beziehung: Neben der zentralen Funktion des Gehirns, Einzelelemente in Muster zu transformieren, die uns den wahrnehmenden und handelnden Zugang zu Welt eröffnen, richtet sich ein weiterer Fokus der Hirnforschung auf die zerebralen Grundlagen unserer Intersubjektivität. Die Entwicklung des verkörperten menschlichen Geistes bedarf nicht nur der Interaktion von Gehirn, Körper und Umwelt, sondern vor allem der Interaktion mit anderen Menschen.

Anhand des Beispiels „Spiegelneuronen“ möchte ich diesen Bereich umreißen und zur Auseinandersetzung damit anregen. Die Entdeckung des neuronalen Spiegelsystems von Rizzolatti und Gallese 1998 (nach Thomas Fuchs) wird in der Hirnforschung als wesentlicher Fortschritt in der Erforschung der sozialen Natur des Menschen dargestellt.

Spiegelneuronen werden als Nachahmerzellen – und somit als Substrat für Intersubjektivität – verstanden, als neuronale Basis von Mitgefühl und der Fähigkeit, subjektives Erleben von anderen nachzuempfinden.

Im motorischen Bereich scheinen sie für unsere Fähigkeit zuständig zu sein, Bewegungen von anderen als zielgerichtete Handlungen wahrzunehmen, indem sie das eigenmotorische System des Beobachters aktivieren. Die Wahrnehmungen rufen Empfindungen dafür hervor, wie sich die Aktion für den Akteur „anfühlt“ und welchem Ziel sie gilt.

Das Spiegelsystem stellt eine „Resonanz“ zwischen homologen Körperpartien vom Selbst und anderen her und bahnt Handlungsbereitschaften. Damit stellt es die Basis

für Imitations- und Modell-Lernen dar. (Tomasello, 2002, Metzloff u. Prinz, 2002 nach Thomas Fuchs)

Die Interpretation dieser Befunde ist indes eine vieldeutige.

Das Spiegelsystem kann sicher nicht als einzige Basis für das Verständnis von anderen gesehen werden. Dieses Verständnis von anderen als „intentionaler Akteur“ setzt voraus, dass sich ein Wesen als intentionales, wollendes und Ziele verfolgendes Selbst erfasst, um die anderen als ihm ähnliche Wesen zu verstehen. (Thomas Fuchs, 2008)

DIE UNTERSCHIEDUNG SIMULATION ODER RESONANZ

Zum einen rücken diese Ergebnisse „verkörperte Wahrnehmung“ in den Vordergrund und dienen psychotherapeutischen Methoden und Schulen als Bestätigung und Rechtfertigung ihrer Modellbildungen. Die Person, die eine andere wahrnimmt, interagiert gewissermaßen

THEORIEN UND MODELLBILDUNGEN, WIE BINDUNGSTHEORIE, KONZEPTE VON SELBSTENTWICKLUNG UND MENTALISIERUNG (Z.B. BOLBY, FONAGY) BEKOMMEN IM KONTEXT HIRNFORSCHUNG NEUE BEDEUTUNG UND FINDEN VERSTÄRKTE BEACHTUNG ÜBER DIE EINZELNEN PSYCHOTHERAPIESCHULEN HINAUS.

nicht mit ihr, sondern mit intern erzeugten Modellen oder Simulaten ihrer Aktionen.

Thomas Fuchs stellt die Konzeption, dass Spiegelneuronen keine interne Repräsentation erzeugen, sondern als Träger einer verkörperten sozialen Wahrnehmung gesehen werden als neuronales Resonanzphänomen, Formen der Koppelung und Kokreation, gegenüber.

Außerdem sei darauf hingewiesen, dass Neuronen nicht spiegeln – nur ein Beobachter kann Ähnlichkeitsrelationen beobachten.

Diese kurze Beschreibung soll zeigen, wie einzelne Befunde unterschiedlich interpretiert werden und den jeweiligen Konzepten und Intentionen dienen können.

Theorien und Modellbildungen, wie Bindungstheorie, Konzepte von Selbstentwicklung und Mentalisierung (z.B. Bolby, Fonagy) bekommen im Kontext Hirnforschung neue Bedeutung und finden verstärkte Beachtung über die einzelnen Psychotherapieschulen hinaus. Sie zu beschreiben und zu diskutieren sprengt diesen Rahmen. Gemeinsam scheint diesen Diskussionen zu sein, dass der Fokus des Interesses sehr auf individuelle Entwicklung und ihre Bedingungen gelegt ist.

Als systemischer Psychotherapeutin scheinen mir diese Themen und Konzepte eine wichtige Erweiterung zu sein. Sie bieten viele Anregungen für das Verstehen von Erlebnis- und Erfahrungsweisen von KlientInnen. Wie hier immer wieder deutlich wird, fehlt mir die Dimension der Kokreation von Wirklichkeit und der Blick auf die Wirkungen dieser Beschreibungen, wenn wir KlientInnen mit diesen Ideen beobachten.

Neurowissenschaftliche Forschung im Bereich des Sozialen kann in keinem Fall als einzige Wissenschaft der Komplexität gerecht werden und sollte als Beitrag, der neues Beobachten möglich macht, verstanden werden, nicht aber als Leitwissenschaft.

BESTÄTIGUNGEN UND HERAUSFORDERUNGEN

Grawe beschreibt in seinem Buch ‚Neuropsychotherapie‘ die Ableitungen und Schlussfolgerungen für eine Psychotherapie, die sich auf Ergebnisse der Hirnforschung stützt.

Vieles davon bestätigt die Zugänge und Prämissen systemisch psychotherapeutischen Handelns, wie unser Bemühen um Wertschätzung und Empathie, unsere Orientierung an Ressourcen und deren Aktivierung. Der Aspekt der Bedeutung der motivationalen Ziele und die hohe Bedeutung von Orientierung und Transparenz sind wesentliche Voraussetzung für Veränderung in einem konstruktiven Therapieprozess. Die Fokussierung von Aufmerksamkeit in einer guten Balance zu halten, um zum einen die Problemerkahrungen und deren Implikationen zu erfassen und zum anderen die Erfahrungen von Schritten zur Lösung und Veränderung einzubeziehen, ist uns eine vertraute tägliche Herausforderung. Auch hier bestätigt die Hirnforschung viele systemische Konzepte. Besonders betont wird von Grawe die Wichtigkeit eines

klaren Fokus in den Sitzungen, dem Verweilen bei einem Thema und dessen Vorantreiben zu einem Veränderungsschritt, der möglichst in konkrete Umsetzungs- oder Übungsaufgaben zwischen den Sitzungen mündet.

AUFGEWorfENE FRAGEN UND HERAUSFORDERUNGEN

Wenn ich noch bei den Ableitungen von Grawe verweile, erscheinen mir für die systemische Konzeption und Praxis zwei Aspekte besonders herausfordernd:

Zum einen betont Grawe den Faktor Bindungserfahrungen und Bindungsbedürfnisse von KlientInnen als zentral für therapeutisches Arbeiten und Wirken. Aus meiner Perspektive ist dieser Bereich in der Konzeption systemischer Therapie sowohl inhaltlich als auch in der Diskussion um die Frage nach einem sinnvollen zeitlichen Angebot nicht ausreichend diskutiert.

Zum Zweiten betont er die Bedeutung von störungsspezifischer Orientierung und wirft damit die „alte“ Frage nach der Wichtigkeit von Störungswissen und störungsspezifischem Vorgehen neu auf. Dieser Frage wäre ein eigener Aufsatz zu widmen - nur soviel: Aus beobachtungs- und differenztheoretischer Perspektive beschäftigt mich nicht die Frage: „Was ist – und wie ist damit umzugehen?“ sondern: „Wie wird von wem selektiert und welche Optionen eröffnen sich durch diese Selektion, was wird dadurch ermöglicht, was verhindert?“

Im Moment erlebe ich innerhalb des systemischen Diskurses ein starkes Interesse an einer Auseinandersetzung mit störungsspezifischen Vorgehensweisen und Interventionsmöglichkeiten. Ich vermisse eine Diskussion über die soziale Dimension dieser Tendenzen, ihre Implikationen - vernachlässigt wird für mich der Bereich der Kokreation von Wirklichkeit auch im therapeutischen Prozess.

Eine besondere Herausforderung für mein Professionsverständnis stellt für mich folgendes Zitat dar:

„Jetzt im Jahre 2010 ist die Neurowissenschaft selbstverständlicher Bestandteil jedes klinisch-neurologisch-therapeutischen Vorgehens. Wenn menschliches Verhalten auf der Grundlage von Hirnprozessen generiert wird kann man nur unter Einbeziehung dieser Hirnprozesse Verhalten und Erleben optimal modifizieren.“ (Güntürk, 2003 nach Grawe).

Nicht nur, dass dieses Zitat die oben beschriebene soziale Ko-Kreation von Wirklichkeit ausklammert, es impliziert ein therapeutisches Selbstverständnis des Behandlers von objektivistischen Setzungen über Störungen und Lösungen. Ich erinnere daran, wie begeistert viele von uns waren, diese Setzungen überwunden und uns der Konversation und der Kreation von individuellen Lebens- und Lösungsoptionen zugewendet zu haben. (Ludewig, 2002)

Dieses Zitat deutet auch darauf hin, was Tom Levold am DGSF-Kongress: „Systemische Hirngespinnste“ 2008 in Essen ausgeführt hat: Hirnforschung sei eine Wissenschaft der neoliberalen Gesellschaft, die „marktwirtschaftlich funktionierende“ Menschen brauche, um als Gesellschaftssystem operieren zu können.

Und ich frage mich auch, welche Rolle dabei der sich immer stärker etablierenden Psychotherapie zukommt.

ZUM SCHLUSS

Das, was sich selbst zu denken versucht, verändert sich durch das, was es über sich zu denken beschließt. (Heintel/Broer, 2004)

Ich bin ganz neugierig was Systemische TherapeutInnen über sich zu denken beschließen und auch darauf, was ich in zehn Jahren über diese Zeilen denken werde!

DSA BRIGITTE LASSNIG

ist Psychotherapeutin SF in freier Praxis, Linz, Lehrtherapeutin für Systemische Familientherapie, Supervisorin; Lehrbeauftragte der FH für Soziale Arbeit, Linz, Trainerin in der Erwachsenenbildung

LITERATUR:

- Fuchs Peter (2004) Der Sinn der Beobachtung. Velbrück, Wissenschaft
 Fuchs Peter (2007) Das Maß aller Dinge - Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen. Velbrück, Wissenschaft
 Fuchs Peter (2003) Der Eigen – Sinn des Bewusstseins. transcript
 Grawe Klaus (2004) Neuropsychotherapie. Hogrefe
 Fuchs Thomas (2008) Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Kohlhammer
 Markowitsch Hans J. / Welzer Harald (2005) Das autobiographische Gedächtnis. Klett Cotta
 Ludewig Kurt (2002) Leitmotive systemischer Therapie. Klett Cotta
 Heintel P. / Broer K. (Oktober 2004) Welche Gehirnforschung für die Familientherapie? Familiendynamik
 Hüther Gerald (2006) Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Sammlung Vandenhoeck

© DSA Brigitte Lassnig